Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 6 (1912)
Heft: 7

Artikel: Im Kampf : ein Wort zum Malerstreik
Autor: Tischhauser, Em.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-132759

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gerecht werden und seine Sache zu der unsrigen machen, wenn wir uns durch seine Nöte zum Verstehen seiner Ideale durchkämpfen; wir treffen dabei auf so viel Solidaritätsgefühl und Selbstverläugnung, auf so viel schlichtes Heldentum, daß das kleine Gegengewicht etwa vorkommender Uebertreibungen und Ausschreitungen unsere wachsende Ueberzeugung von der Notwendigkeit und der Gerechtigkeit des sozialen Kampfes nicht mehr zu trüben vermag. Ob wir uns dabei des Endziels klar sind oder nicht, sobald wir nur mitarbeiten an der Hebung des Proletariats durch dessen Selbsthilfe, befinden wir uns auf dem Wege, der zur Sozialisierung der Gesellschaft führt.

Wir leben in einer großen Zeit, neue Werte werden geprägt, neue Ideale steigen auf, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft beseelt die Massen. Möge der gewaltige Befreiungskampf des Proletariates, dessen Anfänge wir erleben, die Menschheit emporführen zu den Höhen, an die wir glauben, ohne sie zu schauen.

M. T. Schaffner.

Im Kampf.

(Ein Wort zum Malerstreik.)

Der Malerstreik in Zürich hat in der ganzen Schweiz viel zu reden gegeben. Man konnte gleich zu Beginn desselben lesen, er sei unter Kontraktbruch erfolgt und bald kamen auch Meldungen über Ausschreitungen.

In der Tat war der Streik von Anfang an mit großer Heftigkeit geführt worden. Streikposten drangen in die Häuser und belästigten Arbeitswillige. Diese wurden oft höhnend und unter Drohungen heimbegleitet und bis in ihre Wohnungen hinein beunruhigt.

Einzelne Ausschreitungen nahmen sogar einen ernsteren Charakter an, die ein gerichtliches Nachspiel hatten.

Was aber dem ganzen Streik eine symptomatische Bedeutung gibt, das ist in unsern Augen die Stellung, welche die gesamte bürgerliche Presse und unsere bürgerliche Bevölkerung dazu eingenommen haben. Man las und hörte nichts als die schärfsten Verdammungsurteile über die Maler, die ewigen Streiks seien jedermann verleidet. Hier redete einer von der allgemeinen Verwilderung der Arbeiter, dort behauptete ein junger Herr im Tram, die Maler hätten mehr als genug Lohn und das ganze Coupé nickte Beifall. Ruhige Bürger, stille zurückgezogene Damen gerieten in zornige Erregung, wenn man mit ihnen auf dieses Thema zu reden kam.

Die einen schoben die Schuld auf die Streikleitung, andere auf die ganze immer unverschämtere Forderungen stellende Arbeiterbewegung.

Diese Beurteilungsweise hat für uns etwas befremdendes. Ist es wirklich gerecht, bei einem Streik, wo neben ruhigen, besonnenen Elementen auch Arbeitermassen, die sich aus den untersten Schichten der Stadtbevölkerung rekrutieren, mittätig sind, mit Vorwürfen und Mahnungen bei der Hand zu sein? Wäre es nicht an der Zeit, zu fragen, woher diese Roheit kommt; sie ist überall zu finden in unsern Großstädten und Industriezentren. Jene Roheit, die jede Beleidigung mit der Faust heimzahlt, jene Roheit, unter der tausende von armen Frauen das ganze Jahr hindurch zu leiden haben. Streikausschreitungen sind ja nur ein kleiner Bruchteil jener unzähligen, ungesehenen und unkontrollierten Gemeinheiten, welche überall da zu Hause sind, wo eine persönliche Kultur, die Pflege des Innenlebens fehlt. Wie sollte aber die Pflege persönlichen Lebens möglich sein bei unseren Wohnungsverhältnissen, die ein rechtes Familienleben nicht aufkommen lassen? Muß doch der Arbeiter im Durchschnitt mit fünf bis sechs Franken Lohn anderthalb bis zwei Franken für den Mietzins rechnen. Ist es ihm da zu verargen, wenn er einen Mieter ins Haus nimmt und sein bestes Zimmer weggibt? Nun ist die sechsköpfige Familie auf einen kleinen Wohnraum beschränkt. Wie ungemütlich eng sitzt man da beisammen. Auf dem Tisch ist kein Platz zum spielen, auf dem Boden auch nicht, was wunder, wenn die Kinder ihren Spielplatz auf der Gasse suchen und der Mann seine Gemütlichkeit im Wirtshaus. Doch was wollen wir einzelne Beispiele aufzählen, es sind ihrer unzählige, die es jedem, der Augen hat zu sehen, klar machen, daß die Masse unserer Arbeiterschaft in ihrem jetzigen Zustande eine persönliche Kultur des Innenlebens nicht kennt und nicht kennen kann. Uns dünkt, eine städtische Bevölkerung dürfte es wissen, eine wie große Zahl von jungen Burschen und Mädchen bei uns in Zürich ihre Erziehung auf der Gasse erhält.

Es ist kaum ein Kaufmann oder Geschäftsinhaber, der durch seine Lehrlinge oder Angestellte nicht schon Gelegenheit gehabt hätte, in die traurigen, durch die sozialen Verhältnisse gegebenen Zustände hineinzublicken und trotzdem so wenig Verständnis, wenn Roheiten und Ausschreitungen vorkommen! Mich wundert, daß man unser armes Volk nicht auch noch verantwortlich macht für die große Kindersterblichkeit und für die Proletarierkrankheit: die Tuberkulose.

Zeigen sich hierin einige Anfänge eines Verantwortlichkeitsgefühls für die Schwächeren, so sind wir hingegen da, wo es sich um moralische Defekte handelt, noch weit davon entfernt. In dem gepriesenen Zeitalter der Humanität, wo man von persönlicher Schuld überhaupt nichts mehr wissen will, wälzt man doch rätselhafterweise Schuld und Verantwortung haufenweise auf die unteren Klassen, weil es unserer Gesellschaft so paßt.

Sind denn Verbrechen und Roheiten, Prostitution und Trunksucht nicht auch Krankheitserscheinungen an unserem Gesellschaftskörper? Treten solche Laster nicht in gesetzmäßiger Regelmäßigkeit auf, greifen

sie nicht in gewissen Armenvierteln unserer Städte wie Epidemien um sich? Aber all' das kümmert unsere bürgerliche Gesellschaft nicht; sie muß einen Sündenbock haben und wäre es auch der ärmste Proletarier, auf den sie die eigene Schuld abladen kann.

Oder täuschen wir uns? Tun wir dem Staat und der Gesellschaft Unrecht? Haben sie in der von ihnen sanktionierten Gesellschaftsordnung alle Mittel aufgewendet, um Roheiten und Gemeinheiten vorzubeugen? Zählt einmal die Unternehmungen und Versuche, der männlichen Jugend einen Ersatz zu bieten für das verrohende Wirtshausleben! Man wird doch nicht den militärischen Vorunterricht oder die berufliche Ausbildung in unsern Gewerbeschulen dafür nehmen wollen! Oder genügen etwa die Pestalozzi-Lesesäle? Auch unsere christlichen Gesellschaften haben sich als völlig unfähig erwiesen, auf unsere Proletariersöhne durch Vereine einen bestimmenden Einfluß auszuüben. Es mag zwar sein, daß da und dort in einem frisch geleiteten Verein junger Männer manch guter Same gesäet wird, der auch etwa aufgeht. Aber diese Versuche sind im Allgemeinen so kümmerlich, schon ihrem äußern Umfange nach, daß man von einem Einfluß auf unsere Leute gar nicht reden kann.

Es ist schwer, nicht bitter zu werden, wenn man daran denkt, daß in Zürich für das größte Armen- und Proletarierquartier der ganzen Schweiz sozusagen nichts geschehen ist, was zur Heranbildung eines besseren Nachwuchses nötig gewesen wäre. Unsere christlichen Kreise klagen wie die weltlichen über die zunehmende Prostitution; aber sie haben nichts getan, um die heranwachsende weibliche Jugend in freundlichen Mädchenheimen zu froher Geselligkeit und zu einer weit und frei gedachten Pflege des persönlichen Lebens zu sammeln. Erst wenn das Mädchen gefallen ist, stellt sie ihm freundlichst ein Asyl, wie den Pilgerbrunnen, zur Verfügung. Im übrigen existiert, abgesehen von einigen Jünglings- und Jungfrauen-Vereinen, die bei ihrer geringen Mitgliederzahl für das Ganze außer Betracht fallen, in ganz Außersihl nichts, was auch nur einem Versuche gleich käme, in obiger Weise zu wirken. Man sollte es nicht für möglich halten, daß unsere reichen, christlichen Kreise sich ihre Aufgabe so leicht machen, während sie gleichzeitig schelten über Streiks und Sozialdemokratie. Wenn sie aber glauben, durch die Anstellung von zwei Stadtmissionaren und durch die Unterstützung einer Lukaskapelle ihrer Pflicht zu genügen, so müssen sie nun selber einsehen, mit welchem Erfolg.

Bei dieser Vernachlässigung unserer heranwachsenden Jugend wundern wir uns nicht darüber, daß neben anderen Gemeinheiten auch Streikausschreitungen vorkommen. Wohl aber staunen wir, daß solche nicht noch häufiger sind und daß schwerere Vergehen zur seltenen Ausnahme gehören.

Beim Malerstreik ist die Verständnislosigkeit gegenüber den vorgekommenen Exzessen besonders verwunderlich. Weiß denn die bürger-

liche Presse wirklich nicht, daß der Malerberuf zu den unruhigsten und unregelmäßigsten gehört? Da ist der Arbeiter wie der Vogel auf dem Zweig. Steht die Bautätigkeit an einem Orte still, so kann er seine Siebensachen zusammenpacken und an einem andern sein Glück versuchen. Meister, die mit 50—60 Gesellen arbeiteten, entlassen oft schon nach 3—4 Monaten die Hälfte und begnügen sich in der flauen Zeit mit kaum einem Dutzend. Etwa 70 % der Maler werden fortwährend von einem Ort zum anderen, und von Meister zu Meister geschoben. Was für eine Gefahr bedeutet dieser Mangel an Stabilität für den Charakter! Kaum hat sich der junge Mann an einem ordentlichen Logis- und Kostort eingewöhnt, so muß er wieder fort. Und die Versuchungen in der Zwischenzeit, bis er nach unstetem Umherwandern wieder Arbeit gefunden hat! Muß er nicht zum Leichtsinn, zur Unzufriedenheit und Bitterkeit erzogen werden bei den ewigen Aufkündungen?

Diese Unregelmäßigkeit trifft nicht nur junge ledige Burschen, sondern oft genug Familienväter. Einer der Letztern schreibt im „Fr. Schw.-Arb.": „Wir sind eigentlich nur Saison- und Gelegenheitsarbeiter, die keinen Tag sicher sind, wann sie nicht auf die Gasse gestellt werden. Daß wir trotz allerdings hohen Lohnansätzen keineswegs in rosiger Lage sind, zeigt uns wieder die Liste der fruchtlos Ausgepfändeten. Das letzte Mal waren es zwanzig aus unserem Berufe. Ausgenommen die Handlanger erreicht kein Beruf auch nur annähernd diese große Zahl."

Glauben wir etwa, daß eine einzige Zeitung diese Sachlage, obwohl sie doch bekannt genug sein dürfte, zur Erklärung der in Zürich zu Tage getretenen Unregelmäßigkeiten in Erwägung gezogen hätte? Ist es aber billig, streikende Berufsarbeiter, die im Dienst der Gesamtheit stehend, so vielen Hindernissen zur Bildung ihres Charakters begegnen, allein verantwortlich zu machen für ihre Verfehlungen? Wo bleibt da das Verständnis, ihr bürgerlichen Schelter, und wo das Erbarmen und die Liebe, ihr christlichen Sittenrichter?

Es ist in diesem erbitterten Kampf viel die Rede gewesen von der sozialdemokratischen Verhetzung. Wir haben den starken Eindruck bekommen, daß an derselben die bürgerliche Presse in hervorragender Weise beteiligt ist. Bald wurde durch eine jesuitische Verdrehung eines vor Jahren geschriebenen Artikels dem Gegner vorgeworfen, er verherrliche den Diebstahl, bald wurde ein Auflauf, bei welchem eine Ohrfeige ausgeteilt wurde, zu einem Krawall aufgebauscht. Ein geradezu raffiniertes Mittel, Anschuldigungen vorgekommener Ausschreitungen ins Ungemessene zu vermehren, hatte der Bauunternehmerverband erfunden. Er schickte jedem Malermeister gedruckte Formulare, in welchem nun das geringste Streikvergehen und jede Belästigung von Arbeitswilligen auf das sorgfältigste registriert und dem Gericht übergeben werden sollte. Was konnte da nicht alles aus einem treuen Fridolin herausgelockt werden! Jeder Rippenstoß wurde notiert.

Mehr als hundert Anklagen auf Körperverletzung waren eingereicht. Wie erstaunt war man dann, aus den Kantonsratsverhandlungen zu vernehmen, daß ein verhältnismäßig kleiner Prozentsatz der Angeschuldigten straffällig geworden war.

Aber selbst, wenn jede Klage vollauf berechtigt und noch viel mehr verübt worden wäre, was bedeutet das alles im Vergleich zu den Roheiten des Kapitalismus, denen die Arbeiter ihr ganzes Leben lang ausgesetzt sind? Was für eine Summe von Elend bergen die schwarzen Listen! Sie sind mit Recht die trockene Guillotine genannt worden, unter der ungezählte Arbeiterexistenzen verbluten. Tapfere Männer, die den Mut hatten, sich bei ihrer geringen Löhnung für eine Verbesserung in einer Lohnbewegung zu wehren, müssen ruhelos von Ort zu Ort wandern, überall verfolgt und abgewiesen. Und wer kennt nicht jene Roheit unserer Fabriksysteme, welche es gestattet, daß vom Unfall betroffene Arbeiter mit ihren Familien oft beinahe am Hungertuch nagen, weil man mit der Auszahlung des Lohnes zögert, sodaß Familienangehörige auf der Fabrikkasse wie Bettler darum anhalten müssen! Wer zählt die Roheiten von Versicherungsagenten und Fabrikdirektoren, die dem rechtschaffenen langjährigen Arbeiter bei Unfall mit der Zumutung kommen, er simuliere oder die gar den Unerfahrenen mit der Auszahlung einer einmaligen Entschädigung von einigen hundert Franken einen Schein unterzeichnen lassen, wonach der Schwerverletzte oder zum Krüppel Gewordene auf weitere Ansprüche verzichtet. Und ist es nicht erlaubt, von Roheit zu reden, wenn Geschäfte ihre Arbeiter bei ihren Hungerlöhnen belassen, während sie selber ihren Teilhabern und Aktionären hohe Dividenden auszahlen?

Haben wir etwa gehört, daß unsere bürgerliche Presse diese Auswüchse unseres kapitalistischen Systems gebührend brandmarkt? Sie hat kaum einmal eine mit großer Schonung vorgebrachte, tadelnde Bemerkung.

Nun möchte ich hier aber ganz ausdrücklich die Frage erheben, ob die im Affekt begangenen Roheiten prügelnder Streiker wirklich schwerer wiegen, als jene stille, aber desto grausamere Art, Existenzen zu bedrücken und zu vernichten?

Diese ungleiche Beurteilung vorkommender Ungerechtigkeiten kann man nicht anders als eine Heuchelei bezeichnen. Es ist darum verständlich, daß die sozialdemokratische Partei, obwohl sie die vorgekommenen Exzesse scharf verurteilt, unmöglich von denjenigen Moralektionen annehmen kann, welche das, was sie nach unten verdammen, oben mit dem Mantel der Liebe zudecken.

Aber Halt! Es ist ein Unterschied in den Ausschreitungen der Arbeiter und der Herren: Die Einen geschehen laut und öffentlich, die Anderen im Stillen. Bei den Einen wird der äußere Anstand sorgfältig gewahrt, dort ist bei der Verabfolgung von Prügeln schlechterdings nichts zu verdecken. Hier kann man die Gemeinheiten

mit dem Gesetzbuch strafen, jene dort, mögen sie für ganze Volksklassen so verhängnisvoll sein als sie wollen, gehen ungestraft aus.

Ist es eine Uebertreibung zu sagen, daß alle Ausschreitungen Streikender das reinste Kinderspiel seien gegenüber jenen, durch die Gesundheit und Leben ungezählter Familien systemsmäßig gefährdet, ausgebeutet und unterdrückt werden?

Daß die Kluft zwischen dieser unserer Auffassung und derjenigen der bürgerlichen Blätter eher größer statt kleiner zu werden droht, zeigt uns am besten die Haltung der „Zürcher Freitags-Zeitung". In einem Artikel bezeichnet sie ganz allgemein den Streik als die unterste Stufe und unzivilisierteste Form des sozialen Kampfes, dessen effektiver ökonomischer Nutzen bis jetzt für die Arbeiterschaft außerordentlich bescheiden gewesen sei.

Ist der Streik die unterste Stufe und unzivilisierteste Form des sozialen Kampfes, so ist ihm damit die moralische Berechtigung abgesprochen. Ob das loyal gedacht ist, wollen wir dahingestellt sein lassen. Vor 20 Jahren war diese Auffassung jedenfalls allgemein. Seither hat sich aber mehr und mehr die Berechtigung, ja Notwendigkeit des Streikes durchgesetzt. Der evangelisch-soziale Pfarrer Propst in Horgen hat sich schon in den neunziger Jahren ganz in diesem Sinne ausgesprochen, ohne wesentlichen Widerspruch zu finden.

Die Sache liegt doch sehr einfach. Haben Kaufmann oder Gemüsefrau das Recht, ihre Waren so teuer wie möglich, oder aber gar nicht zu Markte zu bringen, so wird dem Arbeiter dieses Recht auch zustehen. Seine Ware ist aber seine Arbeitskraft und der Streik nichts anderes als das Zurückziehen derselben vom Markt, weil ihm der Preis für dieselbe zu gering erscheint. An dieser Kampfesform können wir schlechterdings nichts Unzivilisiertes oder Rohes finden. Und was für eine höhere Form des Kampfes könnte uns wohl die „Freitags-Zeitung" nennen? Sollen die Arbeiter in Petitionen ihre Herren um Aufbesserung bitten oder in freundlich gehaltenen Zeitungsartikeln ihre Wünsche vorbringen, oder werden sie auf dem Umweg der Gesetzgebung etwas erreichen?

Nichts von alledem hat je zur Verbesserung ihrer Löhne geführt.

Vielleicht haben aber die Streiks ihre Berechtigung verloren, weil die Arbeiter jetzt so gut gestellt sind? Es scheint fast, als seien die bürgerlichen Kreise nervös geworden, weil es immer noch und immer wieder neue Streiks gibt. Viele müssen wohl der Ansicht gewesen sein, daß, wenn jede Arbeiterkategorie ihre Lohnbewegung gehabt habe, diese leidigen Ausstände, bei denen der Bürger nicht mehr ruhig schlafen kann, endlich ganz aufhören. Da sich diese Hoffnung nicht erfüllt hat, so fragt die besitzende Klasse nicht mehr nach den Gründen, sondern sie fängt wieder an, die Berechtigung derselben überhaupt zu bezweifeln und ungeduldig über die Unzufriedenen zu schelten.

Wer aber, wie der Schreiber dies, in einer Gemeinde wie Außersihl das Massenelend unseres Proletariates täglich vor Augen hat, der kann sich noch lange nicht vorstellen, daß die Streiks in absehbarer Zeit nicht mehr nötig sein sollen, es sei denn, daß man uns das Wundermittel nennt, das jene überflüssig macht und das dem Arbeiter einen Lohn sichert, der es ihm bei ordentlicher Wohnung ermöglicht, seine Kinder recht zu erziehen. Es ist doch ohne weiteres klar, daß bei unsern Durchschnittslöhnen von 5—6 Franken eine kleine Familie mit 3—4 Kindern im Elend ist. Trotzdem die meisten Lohnbewegungen (60—70 %) ganzen oder teilweisen Erfolg gehabt haben, so ist die Gesamtsituation des Arbeiters noch keine wesentlich andere als vor zwanzig Jahren; denn was er tatsächlich an Mehrlohn hat, geht ihm durch die Steigerung der Lebensmittelpreise verloren. Jede Mehrforderung von Lohn bei den Arbeitern hat darum auf Jahre hinaus für den, der in erster Linie dessen Notlage zum Ausgangspunkt der Beurteilung macht, seine volle Berechtigung.

Nun beurteilt aber unsere bürgerliche Presse die Lohnbewegung vom Gesichtspunkt der nationalen Industrie und ihrer Konkurrenzmöglichkeit, das heißt mit Rücksicht auf das Kapital überhaupt. Kann nun dem Arbeiter zugemutet werden, sich zufrieden in seine Notlage zu finden, bis die schweizerische Industrie genügend prosperiert, um ihm eine Verbesserung seiner Lohnverhältnisse zu ermöglichen? Dem Sozialisten nicht. Denn ihm sind nicht Kapital, Industrie, Nationalvermögen Ausgangspunkt und Ziel, sondern der Mensch, der Arbeiter mit seinen Nöten.

Wie dem Arbeiter überhaupt geholfen werden kann, darüber gibt sich die bürgerliche Presse keine Rechenschaft, wenigstens keine prinzipielle. Sie hilft wohl ein wenig flicken, sie empfiehlt allerlei sozialpolitische Fortschritte in der Gesetzgebung, aber um eine Lösung der Grundfrage kümmert sie sich nicht. Der sozialistische Arbeiter aber hat eine solche, oder glaubt sie zu haben, und diese Tatsache gibt ihm das Recht und die Pflicht, für diese Lösung mit ganzer Seele einzustehen. Er kann darum nicht ruhen, bis die Produktionsmittel aus dem Privatbesitz in die Hände der Gesellschaft übergegangen sind. Diesem Zwecke muß auch gelegentlich der Streik, wenn auch nur indirekt, dienen.

Das alles kann aber die bürgerliche Presse nicht zugestehen, denn sie huldigt, auch wenn sie sich nebenbei in den Dienst sittlicher oder religiöser Ideen stellt, bestimmten Interessengruppen des Kapitals. Es erweckt darum ungläubiges Kopfschütteln, wenn einzelne ihrer Blätter eine objektive Schilderung irgend einer Lohnbewegung zu bringen vorgeben. Die grundsätzliche Verschiedenheit der diesbezüglichen Auffassungen bedingt auch eine ganz verschiedene Darstellung der Tatsachen. Die prinzipielle Anerkennung des Streikes, die Verkürzung der Arbeitszeit, die Ansetzung eines Lohnminimums, Tarifverträge,

unbedingte Anerkennung der Organisation, das alles sind Postulate, von deren Annahme oder Ablehnung die Beurteilung der Streike abhängt. Unsere Gegner stimmen obigen Forderungen nicht zu. Der Kampf ist also unvermeidlich und wird auch in der Presse weitergehen. Von denen aber, die ihn von hoher sittlicher Warte beurteilen möchten, darf man wohl erwarten, daß sie nicht nur für die Not des Arbeiters, sondern auch für die durch diese hervorgerufene Verbitterung ein tieferes Verständnis an den Tag legen.

Am schmerzlichsten freilich berührt es, daß unser hergebrachtes Christentum, ja auch solche, die sich tieferer Erkenntnis rühmen, noch weit davon entfernt sind, sittliche Schäden unseres Volkes als gemeinsame Schuld zu empfinden und zu tragen. Vielmehr wird das Richtschwert scharf gemacht. Und doch gibt es keine Hilfe und keine Besserung, bis das Schelten und Richten aufhört und wir tragen, ja nur tragen wollen, bis die tiefste soziale wie sittliche Not unseres Volkes die unsere geworden ist.

Em. Tischhauser.

Prophetenbilder.

III. Der Kampf zwischen Jahwe und Baal. Elia.

Mose erschien uns als eine der Gestalten, die ihre Zeit weit überragen und darum einsam dastehen, aber doch der folgenden Entwicklung durch ihren Einfluß die Richtung weisen. Wohl ist die folgende Zeit nicht auf seiner Höhe geblieben. Wenn aber die Religion Israels nicht auf die Stufe der andern vorderasiatischen Religionen heruntersank, so dürfen wir das als Nachwirkung des Mose, seiner religiösen Kraft und Geschlossenheit betrachten.

Wir dürfen uns die Eroberung des Landes Kanaan nicht so vorstellen, daß die Israeliten nun seine unumschränkten Herren geworden wären und die früheren Bewohner ausgerottet hätten. Kanaaniten und Israeliten wohnten neben einander. Die Israeliten waren Nomaden und wuchsen allmählich in die überlegene Ackerbau- und Städtekultur der Kanaaniten hinein. Da ist es nun von vornherein auffallend, daß nicht die bisherigen Bewohner die neue Schicht assimiliert, sondern daß umgekehrt die Israeliten den tragenden Kern des ganzen Volkes gebildet haben. Das ist sicher nicht bloß auf ein numerisches Uebergewicht zurückzuführen — wir wissen nicht, ob ein solches vorhanden war — sondern zum wesentlichsten Teile auf das Erbe Moses, auf die religiöse Ueberlegenheit Israels.

Freilich trat mit der Eroberung Kanaans die überlieferte Religion in eine schwere Krisis ein. Das Volk lernte von den bisherigen Bewohnern des Landes den Ackerbau und allerlei Künste, welche seßhafte Völker vor Beduinen voraus haben. Diese ganze Kultur war aber aufs engste

Stimmung. Und wer den Moment mit erlebt hat, wo die Bataillonsmusik bei einbrechender Dunkelheit „O mein Heimatland“ intonierte und das ganze Bataillon mitsang, der wird ihn so leicht nicht vergessen!

Aus der „Neuen Zürcher Zeitung“.

Anmerkung. Dieser Ausschnitt, der sich selbst kommentiert, soll eine Probe des Geistes geben, gegen den wir protestiert haben.

L. R.

Wo ist die Wahrhaftigkeit? Ein Wort an die Freitagszeitung.

Nachdem ich in meinem Artikel über den Malerstreik die Ausschreitungen der Arbeiter voll und ganz zugegeben hatte, bringt es die „Zürcher Freitagszeitung“ über sich zu behaupten, ich hätte bei den dem erlassenen Streikpostenverbot vorausgegangenen Streiks von musterhafter Disziplin geredet.

Das einfachste Mittel, um den Gegner zu schlagen, ist bekanntlich die Verdrehung und Entstellung seiner Ansicht.

Ich habe in meinem Artikel über den Generalstreik wörtlich gesagt: Ein Streickpostenverbot zu einer Zeit, wo die Arbeiter musterhafte Disziplin hielten, mußte von der Arbeiterschaft als eine Parteinahme zu gunsten der Unternehmer empfunden werden. In der Tat berichten bürgerliche Blätter, wie die „Zürcher Post“, in jenen Wochen von dem provokatorischen Wesen und den Ausschreitungen der importierten Streikbrecher, nicht aber der Streikenden. Ein so bürgerliches Blatt wie das genannte schreibt unterm 11. Juli über das Streickpostenverbot: „Im Momente seiner Beschlußfassung hatte der Stadtrat nicht den Eindruck, daß notorisch festgestellte Geschehnisse speziell als Folgen des Streickpostenstehens zum Beschlusse nötigten.“

Nachdem mir die Freitagszeitung meine Meinung, wie oben angegeben, verdreht hat, wirft sie mir dann vor, ich stelle die Tatsachen auf den Kopf.

E. Tischhauser, Pfarrer.

Redaktionelle Bemerkungen.

Die vorliegende Nummer trägt in doppelter Hinsicht den Stempel der Einseitigkeit. Sie behandelt ausschließlich das soziale Problem nach verschiedenen Seiten hin: Religiöse Stellung zu solchen Entscheidungszeiten, Klassenkampf, Bauer und Arbeiter, Arbeiter und Religion, Generalstreik, Sozialdemokratie und Religion. Die Umstände bringen es mit sich, daß diesmal einer der Redaktoren besonders hervortritt. Er bedauert dies und hofft dafür, in den folgenden Nummern hinter Andere zurücktreten oder ganz schweigen zu dürfen. Es scheint uns angezeigt, durch den Aufsatz über den Klassenkampf einen wichtigen Ausschnitt von unserer Auffassung der sozialen (und religiösen) Krisis zu geben. Natürlich stellt er im Einzelnen bloß die Ansichten des Verfassers dar und kann also nur symptomatische, nicht programmatische Bedeutung haben; auch beansprucht er durchaus nicht, das Thema zu erschöpfen. Es wurden darin auch Dinge gesagt, die den meisten Lesern nicht neu sind — man beachte die Veranlassung des Vortrages! — aber wir meinten doch, daß in diesen Tagen solch eine zusammenhängende Darstellung von Wert sein könnte. Der Aufsatz soll nur der erste einer Reihe von Beiträgen sein, die aber aus verschiedenen Federn stammen werden.

Zu unserem größten Leidwesen mußten wieder eine Anzahl größerer und kleinerer Beiträge zurückgestellt werden. Sie sollen nun aber rasch an die Reihe kommen. Zur Diskussion über die „Bauernfrage“ liegen uns noch zwei Aeußerungen vor, die wir im nächsten Heft bringen werden.

Redaktion: Lic. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Oerlikon-Schwamendingen. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.